

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 14 (2007)
Heft: 161

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

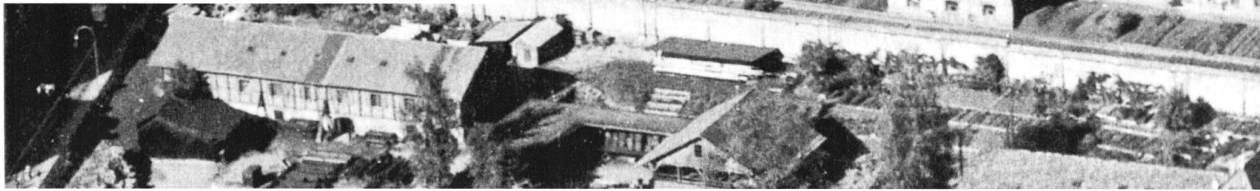
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



BIS JEDER MENSCH SELBER ZUM AUFSEHER WIRD



Nicht erst mit der geplanten Installation von Video-Kameras sieht sich St.Gallen schweizweit in der «Vorreiterrolle». St.Gallen gehörte zu den ersten europäischen Städten, die im 19. Jahrhundert Kontrollvisionen des britischen Philosophen Jeremy Bentham in den Bau eines Gefängnisses umsetzen: in der Strafanstalt St. Jakob. von Georg Kramer

Im St.Galler Stadtrat herrscht Aufbruchstimmung. Vor allem den Direktor für Soziales und Sicherheit, Nino Cozzio, scheint offenbar der Pioniergeist gepackt zu haben. Mit seinem Plan, das neue Stadion und Teile der Innenstadt mit einigen Dutzend Videokameras zu überwachen, soll St.Gallen «schweizweit eine Vorreiterrolle in der Videoüberwachung einnehmen» (St.Galler Tagblatt, 4. August 2007).

Obwohl die Verantwortlichen im Stadtrat nicht müde werden zu betonen, dass die Vorlage «Sicherheitserhöhung durch Videoeinsatz und Alarminrichtungen» eine saubere Rechtsgrundlage habe und lediglich den Volkswillen umsetze, bleibt das Problem der Videoüberwachung ihr Image: Spätestens seit George Orwells «1984» weckt die Überwachung unangenehme Assoziationen. Lange galt sie als Spezialität totalitärer Regimes und Polizeistaaten. Während des Kalten Krieges zeigte man deshalb gern mit dem Finger auf die Schnüffelstaaten im Osten, ein Sturm der Entrüstung ging Ende der achtziger Jahre durch die Bevölkerung, als bekannt wurde, dass man in der Schweiz heimlich Fichen über seine Bürger anlegte. Heute scheint sich niemand ernsthaft darum zu kümmern, wenn die Sicherheitspolitik mit ihren Kontrollvisionen im zweiten Anlauf durchdringt. Die wachsende Angst der Bevölkerung vor Terror, Pöbeleien und «Assozi-

alen» macht eine heimliche Überwachung gar nicht mehr nötig, der moderne Überwachungsstaat ist demokratisch legitimiert.

Sprechende Kameras

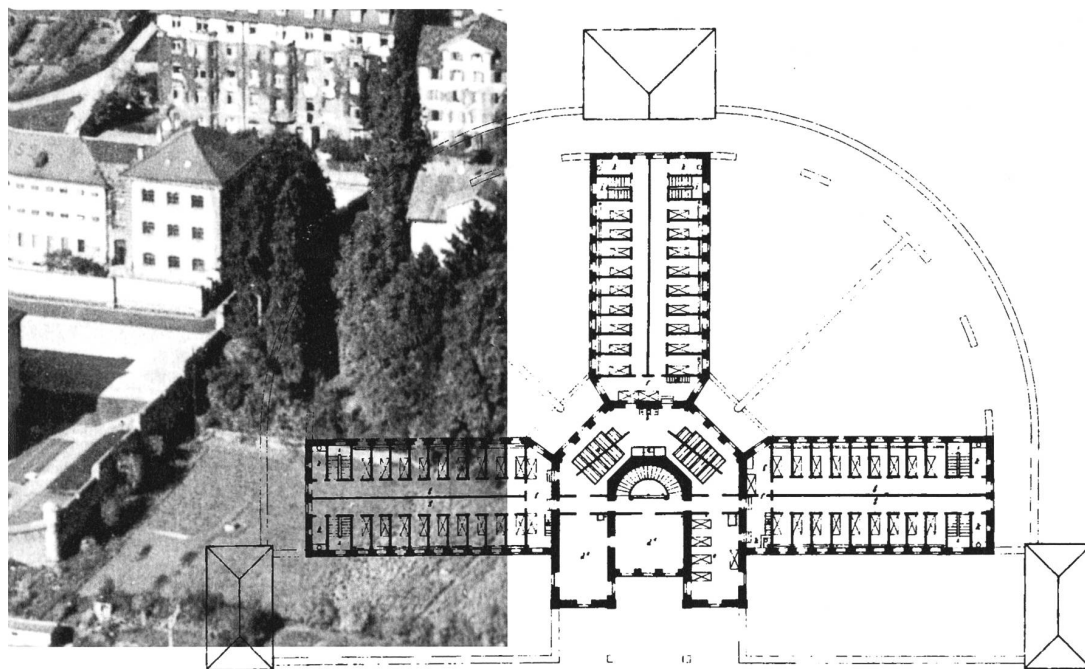
Was die Überwachung des öffentlichen Raums betrifft, steckt die Schweiz noch in den Anfängen. In England ist die Entwicklung fortgeschritten. Über vier Millionen Überwachungskameras sorgen dafür, dass dem Auge des Gesetzes kein Schritt auf öffentlichem Raum verborgen bleibt. Die neueste Generation der englischen Überwachungskameras ist sogar mit Lautsprechern ausgerüstet, mit denen störende oder auffällige Bürgerinnen und Bürger zurechtgewiesen werden können. Die Gesellschaft wird aber nicht nur durch Videokameras zunehmend überwacht. Mit dem geplanten Gesetz über Massnahmen zur Wahrung der inneren Sicherheit nehmen die Überwachung des Internets und die Telefonüberwachung neue Dimensionen an. Auch vor dem systematischen Einsatz von bezahlten Spitzeln und Informanten schreckt man bei der Terrorismusbekämpfung nicht mehr zurück. In den USA müssen Bibliotheksbenutzer neuerdings damit rechnen, dass der grosse Bruder von ihren Literaturvorlieben erfährt. Und wenn wir gerade bei Stasi-Methoden sind: Den Schnüffelstaat wörtlich genommen hat man in Deutschland, als sich die

Polizei im Vorfeld des G8-Gipfels veranlasst sah, Geruchsproben von verdächtigen Globalisierungsgegnern zu nehmen.

Obwohl die Überwachung im Trend liegt, ist sie kein neues Phänomen. Die systematische Überwachung der Bürger ist eine Erfindung der Aufklärung. Die französische Revolution versprach nicht nur Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, sie brachte auch erhöhte Wachsamkeit und die «surveillance». Die erste theoretische Rechtfertigung der Überwachung lieferte aber der englische Sozialreformer und Philosoph Jeremy Bentham, 1748-1832. Für Bentham war die umfassende Kontrolle der Bürger die unbedingte Voraussetzung für Sicherheit und Wohlstand in der Gesellschaft: «The more strictly we are watched, the better we behave» – die Menschen verhalten sich im Wohlfahrtsstaat nur dann sozial, wenn sie überwacht werden. Am Deutlichsten kommt Benthams Theorie der Überwachung in seinem Panoptikum zum Ausdruck. Das Panoptikum ist ein kreisförmiges Gefängnis, in dem der Wärter von einem zentralen Wachturm aus alle Gefängnisinsassen überwachen kann.

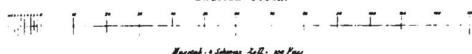
Kriminalistische Laborbedingungen

Um die Sicherheit im Gefängnis bei einem Minimum an Personalaufwand auf ein Höchstmass zu steigern, griff Bentham auf eine einfache List zurück: Während ein Blickschutz an den Fenstern der Wachtube verhinderte, dass die Insassen den Wärter sehen, war der Wärter in der Lage, jeden Insassen zu jedem Zeitpunkt zu beobachten. Durch die Unsichtbarkeit des Wärters mussten die Insassen in ihrer panoptischen Ausgesetztheit in jedem Moment fürchten, beo-



Heute Olma, früher Strafanstalt St.Jakob. Bild: Staatsarchiv St.Gallen

ZWEITER STOCK.



bachtet zu werden. Wenn der Insasse zu keinem Zeitpunkt weiss, wann er wirklich beobachtet wird, aber annehmen muss, dass er jederzeit überwacht werden kann, ist die Wirkung der Überwachung maximal. Die Unsichtbarkeit des Wärters produziert den Schein seiner Allgegenwart: Auch wenn er seinen Posten verlässt, also körperlich gar nicht mehr anwesend ist, verhalten sich die Insassen, als ob sie beobachtet werden. Das Bewusstsein, jederzeit beobachtet werden zu können, lässt den Insassen keinen Raum für undiszipliniertes Verhalten.

Unter den kriminalistischen Laborbedingungen, die im Panoptikum herrschten, mussten die Insassen fest damit rechnen, dass jeder Widerstand gegen die Anstaltsordnung entdeckt und sofort bestraft wird. Die Strafe ist im Panoptikum die notwendige, fast naturgesetzliche Folge des Ordnungsverstosses. Kein vernünftiger Mensch würde es unter diesen Voraussetzungen wagen, sich den Weisungen des Wärters zu widersetzen. Die Gewissheit, dass jeder Widerstand sofort entdeckt und bestraft werden kann, hat deshalb die denkbar höchste Steigerung der Disziplin – die Verinnerlichung der Disziplin – zur Folge. Die Illusion der Überwachung erscheint so als ein «ideales Verfahren zur Anzucht einer seelischen Selbstzwangapparatur», eines künstlich erzeugten Normbewusstseins, welches die Verhaltenskontrolle des Menschen mehr und mehr übernimmt, bis er allmählich zu seinem eigenen Aufseher wird.

In Socken auf Patrouille

Der französische Philosoph Michel Foucault hat das Panoptikum in seinem Buch «Überwachen und Strafen» aus dem Jahr 1975 als Modell für die heutige Überwachungsgesellschaft gewählt. Für Foucault hat der moderne Staat seine Herrschaftsmethoden in den Gefängnissen und Besserungsanstalten des 19. Jahrhunderts erprobt. Mit Blick auf die aktuellen Entwicklungen ist auffällig, dass St.Gallen in Sachen Überwachung den anderen schon damals einen Schritt voraus war. Nach Genf und Lausanne war St.Gallen die erste Stadt auf dem europäischen Festland, in der Benthams Kontrollvisionen für den Bau eines Gefängnisses umgesetzt wurden. Im Jahr 1839 wurde die Strafanstalt St.Jakob auf dem heutigen Olma-Gelände eröffnet.

Bis zum Bau der Strafanstalt Saxerriet in den frühen 1960er-Jahren war St.Jakob die grösste Strafanstalt des Kantons. Die Anstalt war anfänglich für 108 Insassen geplant. 1886 wurde sie massiv erweitert.

Die Anstaltsordnung lehnte sich eng an das so genannte auburn'sche System an, ein pädagogisches Konzept, nach dem die Insassen bei absoluter Schweigepflicht tagsüber gemeinsam arbeiten und die Nacht in Einzelzellen verbringen mussten. Durch dieses strenge Regime sollte den «moralisch kranken» Insassen Tugenden wie Ordnungsliebe, Reinlichkeit, Fleiss und Gehorsam antrainiert werden. Obwohl die Anstalt nicht wie das Panoptikum kreis-, son-

dern strahlenförmig gebaut wurde, war für die Umsetzung von Benthams panoptischem Prinzip gesorgt. Der erste Direktor und Chronist der Anstalt, Friedrich Wilhelm Mooser, 1807-1879, berichtet: «Der panoptische Plan, nach welchem der Direktor, wie die Spinne in ihrem Netze, vom Direktionssaale aus alle Arbeits-säle, somit die Sträflinge und deren Aufseher mit grosser Leichtigkeit und mit geringem Zeitaufwand ungesehen zu jeglicher Zeit überblicken kann, erleichtert die Aufsicht und Leitung nicht weniger, als derselbe die Sträflinge beim Gedanken an eine doppelte Überwachung und Beaufsichtigung stets in einer gewissen grösseren Abhängigkeit und Ordnung erhält. Es machte jedes Mal einen ganz eigenen und für alle heilsamen Eindruck, wenn zwei Sträflinge, vom Aufseher ungesehen, die Ordnung des Hauses verletzten und dann plötzlich als Strafe dafür in ihre Zellen abgeführt wurden.»

Anders als im Panoptikum, wo die Insassen Tag und Nacht unter der Beobachtung des Aufsehers standen, waren die Zellen in St.Jakob, wo die Gefangenen die Nacht verbrachten, vom Blick des Aufsehers geschützt. Um Disziplinlosigkeiten trotzdem zu verhindern, setzte man übrigens, mangels moderner Überwachungstechnik, auf ein bewährtes Hausmittelchen. So waren die «dienstthuenden Landjäger» gemäss Strafanstaltsordnung verpflichtet in der Nacht «geräuschlos, mit Socken an den Füssen, die Runde auf den Gängen zu machen.»

Die Stadtpolizei in Socken: eine Alternative zur teuren Videoüberwachung?

Georg Kramer, 1977, ist Jurist und lebt in St.Gallen.



«EINGRIFF IN DIE PERSÖNLICHE»



36 Videoüberwachungskameras sollen St.Gallen sicherer machen. Gegen den vom Stadtparlament beschlossenen St.Galler Überwachungsplan ist das Referendum ergriffen worden. Sicherheitschef Nino Cozzio erklärt, weshalb er die Kameras trotz Gefährdung der Bürgerrechte einsetzen will.

von Harry Rosenbaum

Saiten: Haben Sie den Roman «1984» von George Orwell gelesen? Darin geht es um die totale Überwachung des Individuums durch einen allgegenwärtigen Staat.

Nino Cozzio: Natürlich habe ich den Roman gelesen. Ich habe ihn sogar ins Parlament mitgenommen, fand aber keine Zeit, während der Debatte längere Passagen daraus zu zitieren.

Wie war Ihnen bei der Lektüre zumute?

Ich las den Roman in der Jugend. Ein Überwachungsstaat, wie in Orwell beschreibt, löst bei mir auch heute noch grosses Unbehagen aus. Ich habe eine demokratische Gesinnung und deshalb überhaupt kein Interesse an einem Überwachungsstaat. Bei Orwell gibts den Televisor, den Hör-Seh-Schirm, der in alle Wohnungen hinein horcht und schaut. Das ist eine absolute Horror-Vision und hat mit dem, was wir vor haben, überhaupt nichts zu tun.

Was haben Sie denn vor?

Wir wollen das Sicherheitsgefüge in der Stadt St.Gallen ergänzen. Die Videokameras und die Alarmanrichtungen sind in diesem Zusammenhang nur ein Mosaikstein darin. Es ist nicht die tragende Säule unseres Konzeptes. Wir erwarten auch nicht, dass wir mit den Kameras alle Probleme lösen können. Ich teile sogar die Meinung der SP, dass uns mehr Polizeikräfte zur Verfügung stehen müssten, um mehr Sicherheit zu schaffen. Auch ich hätte lieber mehr Polizeipräsenz anstatt Videokameras. – Aber wer bezahlt das?

Orwell schrieb sein Buch 1948 unter dem Eindruck des totalitären Staates stalinistischer Prägung. Sind Sie punkto innere Sicherheit jetzt nicht doch ein Stalinist? Immerhin weisen Ihre Videokameras Richtung «Big Brother is watching you».

Nein! Stalin ging es ausschliesslich um Gesinnungsfragen und politische Kontrolle. Bei uns hingegen geht es um die reine Sicherheit und nichts anderes. Das ist ein riesiger Unterschied. Ich gehe davon aus, dass weit über neunzig Prozent der Menschen, die in dieser Stadt leben, den Wunsch haben, sich ungestört in St.Gallen bewegen zu können. Nur ganz wenige Personen beeinträchtigen durch ihr Verhalten dieses allgemeine Bedürfnis. Mit den Videokameras wollen wir an ganz

bestimmten Stellen – und nicht flächendeckend – in diesem Sinne positiven Einfluss ausüben. Selbst aus Kreisen, die jetzt das Referendum ergriffen haben, heisst es, mit den Kameras würde das Problem mit der Delinquenz nur an andere Orte verlagert. Damit räumen sie ein, dass die Kameras etwas nützen. Wir installieren sie ja genau dort, wo die Leute – auch nachts – unbedingt durchgehen müssen. Das sind die Bahnhofunterführungen und die Unterführung am Brühltor und der Bohl. Im Stadtpark hingegen, wo nachts bestimmt ein Sicherheitsbedürfnis besteht, stellen wir keine Kameras auf, weil nachts niemand zwingend dort durchgehen muss.

Abgesehen vom AFG-Stadion werden im Innenstadtbereich die Überwachungskameras an Unorten installiert, an Stellen, die im eigentlichen Sinn städtebauliche Verbrechen darstellen. Hat man sich je überlegt, diese Orte durch eine menschlichere Gestaltung zu entschärfen, weil das vielleicht – auch ohne Kameras – gewalthemmend wirken könnte?

Damit meinen Sie natürlich die Unterführungen und nicht den Bohl. Ich bin noch zu wenig lange im Stadtrat, um hier kompetent Auskunft geben zu können. Doch glaube ich, dass auch die Aufhebung der Unterführungen schon diskutiert worden ist. Das würde aber heissen, dass der Verkehr unterirdisch geführt werden müsste. Ob das auch machbar ist, kann ich jetzt nicht beurteilen. Jedenfalls kann ich mir vorstellen, dass es eine sehr teure Lösung wäre.

Sicher wären auch schon kleinere städtebauliche Eingriffe, um diese Orte etwas freundlicher und übersichtlicher zu machen, sinnvoll. Eine menschlich gestaltete Umgebung kann ja auch friedlich stimmen und Aggressionen eindämmen, oder?

Gewiss. Bei der Brühltorunterführung ist ja eine Sanierung geplant und vom Parlament beschlossen, bei der diese Aspekte auch berücksichtigt werden. Der Zugang zur Tiefgarage ist bereits jetzt heller und übersichtlicher gestaltet als früher.

Punkto Sicherheit sind Überwachungskameras natürlich die sehr viel schnellere Lösung als bauliche Massnahmen.

FREIHEIT»

Ja. Aber Überwachungskameras ersetzen letztlich keine baulichen Massnahmen. Ideal am Bohl wäre natürlich, den motorisierten Verkehr unterirdisch und den Passantenverkehr oberirdisch zu führen. Dann bräuchte es dort auch gar keine Kameras. Ob eine solche Lösung jedoch verkehrsplanerisch praktikabel ist, weiss ich nicht. Sicher aber wäre es eine Kostenfrage, und die VBSG-Busse müssten zudem weiterhin oberirdisch verkehren können.

Die Überwachungskameras, das haben Sie selbst einmal gesagt, würden die Bürgerrechte tangieren. Heisst das, wer Sicherheit will, muss a priori auf seine Freiheiten verzichten?

Es geht hier nicht um innere Sicherheit im Sinne einer Überwachung der Bürgerinnen und Bürger, sondern darum, die Bewohnerinnen und Bewohner dieser Stadt vor kriminellen Übergriffen zu schützen. Trotzdem bedeutet die Videoüberwachung ein Eingriff in die persönliche Freiheit. Genau deshalb brauchen wir auch klare gesetzliche Grundlagen. Taktisch hätten wir die Sache ja auch aufteilen können: in eine Vorlage für das neue Stadion, die wahrscheinlich nicht umstritten gewesen wäre, und in eine Vorlage für die Innenstadt. Die gesetzlichen Grundlagen für die Innenstadt sind bereits vorhanden. Nur wegen der Kameras beim Stadion mussten das Reglement für die Stadionumgebungsüberwachung und die Kreditvorlage vors Parlament gebracht werden. In der Innenstadt hätten wir die Kameras aufgrund des Polizeireglements und der Finanzkompetenz des Stadtrates einzeln installieren können. Das wäre aber Salami-taktik gewesen. Das wollten wir nicht, weil es ein rechtsstaatlich sensibles Thema ist, das von Beginn an eine saubere, transparente Vorgehensweise verlangt. Mir ist es gleich, wenn es jetzt politisch nochmals Knatsch gibt. Es ist das demokratische Recht, eine Volksabstimmung zu verlangen. Mit dem positiven Ergebnis wird die Legitimation um so stärker sein.

Abschreckung durch Überwachung! Ist das der Kerndanke der Sicherheit?

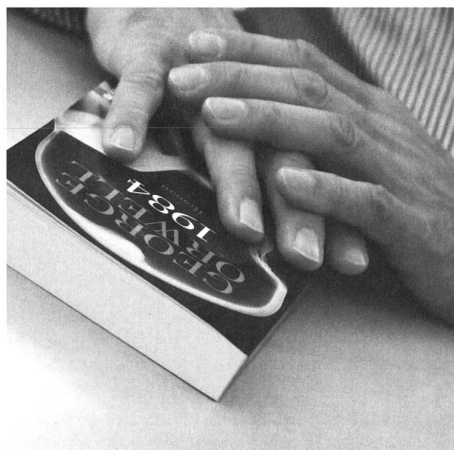
Abschreckung impliziert immer etwas Negatives. Wenn dabei aber potenzielle Delinquenten abgeschreckt werden, ist das sicher etwas Gutes. Die Standorte der Kameras werden angeschrieben «Hier wird gefilmt». Das hat einerseits eine präventive Wirkung. Kommt es aber trotzdem zu Gewalt, sind die Kameraaufzeichnungen andererseits allenfalls ein technisches Hilfsmittel für die Beweissicherung. Ich muss nochmals herausstreichen, die Videoaufzeichnungen an vier Orten in der Innen-

stadt betreffen nur ein Element einer Sicherheitsarchitektur in der Stadt, die übrigens nicht von der Polizei allein gewährleistet wird. Möglicherweise werden solche Kameras auch noch an anderen Orten installiert, aber nur aufgrund einer umfassenden Beurteilung und nach Erlass einer anfechtbaren Allgemeinverfügung. Die Hürde zur Überwachung ist sehr hoch angesetzt. Das ist auch absolut richtig. Ich bin überzeugt, Willkür wird es nicht geben, ebenso wenig wie den Überwachungsstaat, weil gerade auch die Auswertung der Aufzeichnungen in hohem Grad reglementiert ist.

Welche Garantien gibt es, dass die St.Galler Überwachungskameras nicht auch politisch eingesetzt werden, zum Beispiel im Zusammenhang mit einer Straftat, die einen politischen Hintergrund vermuten lässt?

Solche Garantien gegen Gesinnungsüberwachung gibt es. Indessen sind auch politisch motivierte Straftaten eben Straftaten, die es aufzuklären gilt. Die aufgezeichneten Bilder können nur aufgrund einer richterlichen Anordnung ausgewertet werden. Die Polizei kann nicht einfach hingehen und nachschauen, welche Leute sich wann und wo aufgehalten haben. Wenn nicht ein Alarm ausgelöst wird, bei dem die Polizei verpflichtet ist, die Vorgänge auf dem Monitor zu verfolgen, werden die Aufzeichnungen, wie vom Bundesgericht zugelassen, während hundert Tagen archiviert. Die Polizei hat auf solches Material keinen Zugriff. Erst durch richterliche Anordnung kann eine Auswertung erfolgen, nicht aber durch die Polizei.

Referendum. Juso und SP St.Gallen haben das Referendum gegen die Kameras ergriffen. Die Sammelfrist läuft am 1. Oktober ab.



Auch Nino Cozzio hat «1984» gelesen.



FÜR DEN SOZIALEN BRENNPUNKT

Letzthin im Zug nach St.Gallen kam ich mit einem ins Gespräch, der Interessantes zu berichten wusste. Nämlich, dass die internationalen Geheimdienste vor Jahr und Tag zwei Städte in Europa auserkoren hätten, in denen die Videoüberwachung im Versuch getestet werde. London, selbstverständlich. Und St.Gallen.

Der Mann beugte sich nach vorne: Die Vorlage zur Videoüberwachung, sagte er, sei in diesem Sinn nur ein juristischer Nachvollzug. Er hätte Quellen, drei an der Zahl. Längst seien überall Kameras installiert, an den Hauswänden, in Bullaugen.

Man mag nun lachen und sich denken: Haha, Verschwörungstheoretiker. Bloss, es ist nicht lustig. Denn die Kontrolle, da hatte der Mann im Zug schon recht, ist längst überall. Wir legen unsere Einkäufe mit der Cumulus-Karte und unsere Freundschaften auf den Myspace-Seiten offen. Wir lassen uns über das Handy jederzeit orten. Eine der wichtigsten Veränderungen der letzten Jahre war diese: Nicht mehr das Telefon abzunehmen und zu fragen: «Wie gehts dir?» Sondern: «Wo bist du?»

In einem Punkt irrte der Mann aber doch. Hinter der Kontrolle stecken nicht die internationalen Geheimdienste. So wie besser gar nie etwas dahintersteckt, weil nur allzu schnell der Jude dahintersteckt. Nein, wir sind Kontrollierte und Kontrolleure zugleich. Den Big Brother – gibt es nicht. Eine Zentrale – braucht es nicht. Gerade der Kapitalismus braucht sie nicht. Seit dem Fall des Eisernen Vorhanges, der hier die Aufdeckung des Fichenstaates war, hat sich die Kontrolle verselbständigt, als einzige Sinnstiftung, für uns und gegen uns: Wo bist du?

Warum wollen wir dann trotzdem, und mit voller Kraft voraus, gegen die Videoüberwachung sein?

Zum einen, weil 2.5 Millionen sehr viel Geld sind. Zum zweiten, weil wir die Cumulus-Karte noch lieber selbst hin halten, als dass sie Nino Cozzio für uns hin hält beziehungsweise Pius Valier.

(Daran zeigt sich übrigens auch, dass die Videoüberwachung eben nicht pionierhaft, sondern museumsreif ist. Überwachung 2.0 hiesse, dass jeder von uns mit der eigenen Kamera auf den Marktplatz kommt. Mit der eigenen Handykamera. Wo bist du? Schau doch: Hier!)

Kaum ein Jahr im Amt sagt der Polizeivorstand schon, was der Polizeikommandant sagt. Und sie sagen zusammen: Sicherste und sauberste Stadt der Bodenseeregion.

Drittens, und das ist das Wichtigste, wollen wir gegen die Kameras sein, weil wir den Denkstil der Kontrolle durchbrechen müssen. Weil sie nicht die letzte Sinnstiftung sein und bleiben kann. In ihrer Vorlage schreiben der Polizeivorstand und der Polizeikommandant: Der Marktplatz soll überwacht werden, weil er ein «sozialer Brennpunkt» ist.

Was muss das für ein Stadtrat sein, der seinen einzigen zentralen Platz «sozialen Brennpunkt» nennt. Wenn wir sagen, da sitzen wir im Café, da rufen die Alkis, da küssen sich die Verliebten, da gibt es manchmal eine Demo und manchmal ein Konzert, regelmässig halten da die Busse und ab und zu kaufen wir da eine Wurst – dann sind wir keine hoffnungslosen Romantiker, sondern fordern das ein, was eine Videoüberwachung eben gerade nicht erreicht: Normalität. Was muss das für ein Stadtrat sein, der den Begriff «sozialer Brennpunkt» negativ versteht. Die Stadt war ja nie etwas anderes als ein sozialer Brennpunkt, ein Siedepunkt, ein Meltingpot. **Kaspar Surber**

AUF DIE WAHLLISTEN STATT AUF DIE BARRIKADEN



Ronnie Ambauen (FDP)



Bettina Surber (Juso)

In den Sechzigern wars der antiautoritäre Haschrebell, in den Achtzigern Züri brännt – und ein Vierteljahrhundert nach dem Opernhauskrawall entdecken im Osten der Schweiz junge Frauen und Männer den Parlamentarismus. Ein Kommentar und sechs Begegnungen. von Andreas Fagetti

Das Gejammer angejahrter Auguren über die apolitische Jugend hallt noch nach. Und nun das: Nie zuvor haben sich im Kanton St.Gallen wohl so viele Junge für eine Nationalratsmandat beworben. Sechs der 24 Nationalratslisten gehen aufs Konto der Jungparteien, etwa ein Drittel der 231 Kandidatinnen und Kandidaten figurieren auf den Listen der Jungparteien. Bahnt sich da eine Revolte durch die (parlamentarische) Hintertür an? Bisher blieb die statistische Anomalie von der St.Galler Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt. Und folglich sucht auch niemand nach Erklärungen. Aber wenigstens spekulieren könnte man. Vielleicht treiben uneingestandene Ohnmachtsgefühle, ausgelöst von der Dominanz der Babyboomer, die Jungen in die Politik. Zwar setzen sich die

Rebellen von einst gut dotiert Richtung Ruhestand ab – aber kraft ihrer Zahl und ihres ökonomischen Gewichts werden sie weiter den Lauf der Dinge bestimmen. Womöglich hält der lange Arm der neuereichen Alten die Jungen so lange im Griff, bis sie selber in die Jahre gekommen sind. Längst zwingt nicht mehr die Jugend der Gesellschaft Debatten auf – es sind die in die Jahre gekommenen Damen (etwas weniger) und Herren (vor allem), die einst an den Universitäten, Parteitag, Aktions- und Gewerkschaftsversammlungen die Mikrofone an sich rissen, sie nicht mehr aus der Hand gaben und seither den Ton angeben. Die hiesigen Medien enthalten sich wilder Spekulationen. Sie ergehen sich in ihren erprobten Wahlvorbereitungs-Ritualen und bespiegeln

die, die ohnehin im Scheinwerferlicht stehen und doch nie ganz ausgeleuchtet werden: die Bisherigen. Bisher – wem dieses Etikett anhaftet, der kann sich als gewählt betrachten. Wer neu aufs Wahlkarrussell springt, weckt hingegen Skepsis. Kann die das? Ist der nicht zu grün hinter den Ohren? Und so werden sich am 21. Oktober die Überraschungen wahrscheinlich in Grenzen halten.

«Saiten» lässt sechs dieser jungen Leute zu Wort kommen. Weil am Zeitgeist nun mal nichts vorbeiführt, haben wir unsere Kandidatinnen und Kandidaten gebeten, einen Gegenstand zum Interview mitzubringen, der ihr kulturelles Selbstverständnis versinnbildlicht. Und selbstredend drehten sich die Gespräche auch um die Frage, ob und wie kulturelle Vorlieben das Politikgebaren beeinflussen. Denn behaupteten die Achtundsechziger noch: «Alles ist politisch», tönt es heute: «Alles ist kulturell.» Und so maskieren sich mittlerweile fast alle, die etwas auf sich halten, als Kulturmenschen.

Erste Begegnung, Freitag, 7. September, 18.30 Uhr

Der Verkehr rauscht am Palace vorüber. Seit Jahrzehnten pudern die mobilen Dreckschleudern seine Fassade. Dann taucht **Ronnie Ambauen** auf. Nicht besonders gross, schwarz gekleidet, unrasiert, Seitenscheitel. Wir machen es uns in durchgessenen Polstern in einem Raum neben dem alten Kinosaal bequem. Der Architekt kümmert sich im Palace-Team um Baubelange. Aufgewachsen ist der Sohn eines Gemeindeangestellten in Rorschach. Im Jahr 2000 trat er der FDP bei und politisierte von 2001 bis 2004 im inzwischen abgeschafften Rorschacher Stadtparlament. Aber Ambauen engagierte sich auch ausserhalb der institutionellen Politik, war Initiant und Betreiber des alternativen Hafenbuffets, das weit über die Region ausstrahlte. 2005 kam das Ende. Der bürgerliche Stadtrat, der angeblich Rorschachs Ruf aufzumöbeln trachtet, hatte kein Interesse am Fortbestehen. Seither rottet das Hafenbuffet wieder vor sich hin. Spricht man Bekannte auf Ambauen an, sagen sie: «Der passt nicht in die FDP.» Er sagt dazu bloss: «Ich bin über den Ruderclub hineingerutscht.» Im Club verkehrte die lokale Elite. Ganz am falschen Platz kann er nicht gelandet sein: «Ich stehe hinter dem liberalen Gedanken: Alles neu denken, zweifeln, fragen.» Und dazu gehört auch die Freiheit des Individuums. Aber der 30-Jährige sieht sich nicht in der Nähe des Kapitals und schon gar nicht als Teil des neoliberalen Mainstreams. Die Partei, sagt er, habe lange genug nur aufs Individuum gesetzt. Es sei an der Zeit, die Gewichte zugunsten der Solidarität zu verschieben. Und auch sein erster Satz über Kultur klingt ans Kollektive an: Kultur verbinde, sei das, «was wir sind». Im Ausdruck, in der Identitätssuche, sie zeige sich auch in dem, was man weglassen, an der Bereitschaft, sich irritieren und anregen zu lassen. Kultur sei nicht statisch. Wo sie bloss noch bewahre, stehe die Entwicklung still. Kultur verkomme mitunter zur reinen Inszenierung, zum Konsumgut. Dann findet er den Rank zum Hafenbuffet. Als in Rorschach das letzte Lokal schloss, in dem Live-Musik gespielt worden war, habe er das als Kulturverlust empfunden. Die Räume wurden enger und die Freiheit kleiner. Die Gegenwehr gingen Ambauen und seine Mitstreiter mit der Punk-Attitüde an: selber machen, selber Kultur ausprobieren, selber organisieren. Kultur, das klang hohl. Also strichen die Hafenbuffet-Leute den Begriff bewusst, als sie sich ihren eigenen Ort schufen. Während Ambauen sich über Kultur, Politik und Kollektiv auslässt, frage ich mich: Passt der Ambauen wirklich nicht in die FDP? Ich weiss es nicht. Aber die FDP hat ihn nötiger als er sie. Francis Picabias inflationär zitierter Satz kommt mir in den Sinn: «Der Kopf ist rund, damit das Denken die Richtung wechseln kann.» Und dann höre ich Ambauen sagen: «Ich finde, jeder macht Politik. Man kann nicht nicht an der Politik teilnehmen.»

Eine Espressotasse symbolisiert Ronnie Ambauens kulturelles Selbstverständnis: Im Kaffetrinken kommt die Vielfalt der Kulturen zum Ausdruck. Ob man Kaffee in Wien, Neapel oder in Los Angeles trinkt – mit dem Ort verwandelt sich sein Geschmack.

Zweite Begegnung, Montag, 9. September, 10 Uhr

Glaubt man **Lukas Reimann**, arbeitet Wils Machtmechanik wie in alter Zeit: Die CVP bediene noch immer die wichtigsten Schalthebel. Wir sitzen uns nicht wie abgemacht in der «Sinn Lounge» gegenüber. Montagmorgen ist geschlossen. So landen wir halt im in einem Café gleich beim Bahnhof, in ausländischem Ambiente. Reimann nippt an einem Süsswasser light. Er ist erst vierundzwanzig und zählt bereits zu jenen Fällen, vor denen primeurige Journalisten graut: über den wurde eh schon alles geschrieben. Der Jungpolitiker ist ein Frühzünder. Als Gymnasiast gehörte er zu den Mitbegründern der Jungen SVP, der er heute vorsitzt, als 17-jähriger wurde er in den Auns-Vorstand gewählt, und danach in verschiedene Gremien der Blocherpartei. Mit 22 schaffte er den Sprung in den Kantonsrat. Seit kurzem zielt er den Verwaltungsrat von Ulrich Schlüers Schweizerzeit.

Das kann man alles auf Reimanns Internetseite nachlesen, wo er jede seiner öffentlichen Regungen akribisch fichiert. Beinahe 200 Artikel sind da aufgelistet und natürlich seine parlamentarischen Vorstösse. Die Internetseite erzählt vom stachanovschen Fleiss des Jungpolitikers. Da bleibt kaum Zeit für kulturelle Genüsse. Sein Gesicht zeigt freundlich Zähne. Irgendwie passt es nicht zum Unfreundlichen, das er unausgesetzt verbreitet: gegen Minarette, gegen Islamisierung, gegen «Ausländerkriminalität» – aber für Sippenhaft und jede noch so kleine gesetzliche Verschärfung zu Ungunsten der Ausländer. Der Pax-Europa-Schweiz-Mitbegründer – Leitspruch: «Für Europa – gegen Eurabien» – vernetzt sich europaweit, wenn es gegen die befürchtete Islamisierung der Alten Welt geht. Er tauscht sich mit der Jungen CDU und skandinavischen Islam-Kritikern aus, wie der Tages-Anzeiger jüngst zu berichten wusste. Sein jüngster Coup: Mitte September holte er den Pax-Europa-Gründer, ehemaligen FAZ-Autor und umstrittenen Islamkritiker Udo Ulfkotte nach St.Gallen. Beeinflussen kulturelle Vorlieben das Politgebaren? Der Jus-Student zuckt mit den Schultern. Als Studiosus mit kleinem Wahlkampfbudget tingelt er Abend für Abend durch den Kanton. Jede Faser seines Körpers signalisiert, dass er den Zug nach Bern erwischen möchte. Nochmals: Kultur? «Mein Zimmer ist vollgestopft mit Büchern.» Reimann faszinieren die Texte der libertären Anarchistin Ayan Rand. Erwähnt dann auch noch Müllemanns «Klartext für Deutschland», Milton Friedmann, Max Weber. «Voltaire fand ich cool, der war gegen das Establishment.» Gelegentlich Theaterbesuche. Und Musik: Reimann klimperte in

seiner Kindheit auf dem Klavier, liess es sein und vermisste es doch; Jetzt entlockt er seinem Piano jazzige Töne.

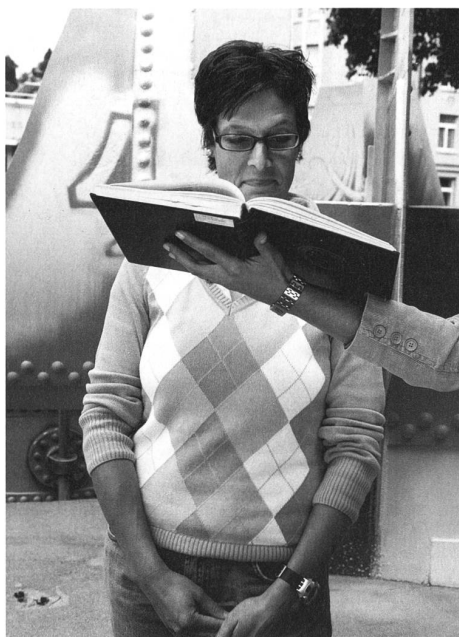
Das Notenbuch «Play with Piano» von Diana Krall symbolisiert Lukas Reimanns kulturelles Selbstverständnis: Für den Bewunderer Frank Sinatras ist dieser Jazz Ausdruck «westlichen Lebensgefühls».

Dritte Begegnung, Dienstag, 10. September, 9.30 Uhr

«Seither können Sie hier wieder Kuchen und Kaffee bestellen, Jazzmusik hören, beim Diskutieren die Welt verbessern», verspricht die homepage der «Stickerie» am Oberen Graben. Ein guter Ort für ein Interview. An einem Fensterplatz wartet eine bleiche junge Frau. Ohne Vorgeplänkel geht es zur Sache. Räume sind für **Bettina Surber** wichtig. Freiräume fordern, Freiräume erkämpfen, Freiräume verteidigen. Wir unterhalten uns einen Steinwurf vom Bleicheli-Quartier, wo in den frühen Achtzigern alternatives Leben Wurzeln schlug, Jahrzehnte später das Experiment Frohegg, dessen treibende Kraft Bettina Surbers Bruder war. Jetzt wohnt dort um einen weitläufigen roten Platz das grosse Geld. Dieser Kampf musste man verloren geben. «Wenn es um Freiräume geht, kommen viele Impulse aus der linken Szene», sagt die Jus-Studentin, die seit Anfang 2006 für die Juso im St.Galler Stadtparlament politisiert. Ohne die Forderungen der Linken könnte sie sich die kulturelle Landschaft nicht vorstellen. Es gibt gewonnene Kämpfe und bleibende Erfolge – die Grabenhalle, die Alternativbeiz Engel, das Kinok, das Palace, die Kunst Halle. «Der Jungen SVP kann ich keine Kultur zuordnen, ich kann es auch nicht beurteilen, weil ich nicht weiss, wo sie ausgehen», sagt sie. Und damit ist auch beantwortet, ob kulturelle Präferenzen das politische Handeln und Denken beeinflus-



Lukas Reimann (SVP)



Claudia Kretz (J-FDP)

sen. Es ist keine Frage. Der Linken sei Kultur etwas Wert, sie sei bereit, dafür Geld auszugeben. Auch für die Museen der Stadt, fürs Theater. Dann kommt ihr ein Beispiel in den Sinn, eigentlich eine kleine Sache. Die Sache mit dem «Engel»-Jubiläumfest. Die Stadt wollte keine Bewilligung erteilen für die Absperrung der Gasse. Die erteile man nur am Stadtfest. Nach nervötendem Hin und Her habe die Stadt die Bewilligung schliesslich erteilt. Und Bettina Surber reichte im Stadtparlament zusammen mit SP-Kollegin Rahel Gerlach einen Vorstoss ein. Es müssten klare Richtlinien her, damit solche Veranstaltungen das ganze Jahr über und grundsätzlich möglich sind. Der öffentliche Raum gehöre schliesslich den Menschen. Bettina Surber kommt aus einem politischen Elternhaus. Der Vater war SP-Gemeinderat, die Mutter politisiert im Kantonsrat. Ehe sich Bettina Surber in die parlamentarische Arbeit einbrachte, engagierte sie sich im Solidaritätsnetz Ostschweiz. Sie begleitete Asylsuchende mit einem Nichteintretensentscheid. «In der Asylpolitik läuft es ganz falsch.» Und wie hält sie es selber mit Kultur? So genau könne sie Kultur nicht definieren. Ausgehen, sich mit Freunden treffen, gute Konzerte und Ausstellungen besuchen. Und viel lesen. Belletristik. Ihr absolutes Lieblingsbuch ist «Der erste Mensch» von Camus. Zürich schätzt sie. «Zürich ist sicher offener als St.Gallen, es pulsiert mehr.» Aber an der Gallusstadt mag sie die kurzen Wege – jeden Punkt erreicht man in nützlicher Frist zu Fuss. Und in St.Gallen sei für initiative Leute viel möglich – Frohegg, Kugl und Palace lassen grüssen.

Ein Plakat symbolisiert Bettina Surbers kulturelles Selbstverständnis: Ihre Leidenschaft für urbanes Leben, für kulturelle Freiräume, Treffen mit Freunden, gute Gespräche, Ausstellungen und Konzerte.

Vierte Begegnung, Dienstag, 10. September, 12.20 Uhr

«Worte verrotten
bevor sie auf dem Teller landen»
(Etrit Hasler)

Eine zum Gesamtkunstwerk tendierende Figur fragen, ob kulturelle Vorlieben ihr politisches Denken und Handeln beeinflussen, wäre etwa so, als würde man den lieben Gott mit der Frage behelligen, ob er an Gott glaube. **Etrit Hasler** ist Politiker, Slampoet, Strassenredner, Wortakrobat, Journalist, Stadtwanderer. Bloss weil er sich auf einer seiner aberwitzigen Wahlkarten zum Halbaner erklärt, ist er noch lange kein halber Mensch. Sein Vater ist ein albanischer Chefarzt, der aus einer Bauernfamilie aus Kosovo stammt und heute in Brüssel lebt, und seine Mutter war eine Schweizer Journalistin. Etrit Hasler ist der einzige Nationalratskandidat auf der SP-Männerliste, der nicht als Schweizer geboren wurde. Und schon fast ein Fall Reimann: Über ihn wurde schon viel geschrieben, die Details sind bekannt. Diese Sorte Poeten nimmt an Wettkämpfen teil und gewinnt Meistertitel. Hasler gilt als Meister seines Fachs, er ist Schweizermeister 2006. Ein Poet im Stadtparlament einer brötigen Stadt. Auf biedere Linientreue kann man da nicht hoffen. Der Sozialist reicht schon mal Vorstösse gemeinsam mit SVPlern ein. Und findet einen der Blochermänner, durch den Weichzeichner betrachtet, sogar besonders gelungen. Aber auf seiner Wahlkarte kann man auch lesen: «Es ist laut geworden in unserem Land. Mit zunehmender Hysterie wird mit aufgetauschten und eingebildeten Problemen wie Missbrauch, Jugendgewalt oder angeblicher Islamisierung auf unser Stimmvolk eingepregelt.»

Haslers Kopf ist nicht nur rund, damit das Denken mal die Richtung wechselt. Sein Denken wechselt rollerballmässig die Richtung. Und doch weiss der 29-Jährige bei aller Unrast, wo er hingehört. «Ich hatte keine Wahl, ich wurde als SPler geboren», bemerkt er später ironisch, während er sich Chicken Tandori einverleibt, beim Inder in der Erststockbeiz. Aber noch harren der Fotograf und ich im überfüllten «Chlösti» an der Bar aus. Als Hasler in der Türe erscheint, erinnert er mich mit seinen Kopfbewegungen an die scheinbar harmlosen Raptosaurier in Spielbergs «Lost World». Und als mein Blick auf eine seiner Wahlkarten fällt und den vervielfältigten Etrit in einer Menschenmenge erkennt, denke ich, jetzt greifen die Erits dann an. Beim Inder schlüpft er in die Rolle des ernsthaften und sachkundigen Gesprächspartners. Für die Poesiewettkämpfe fehlt dem Wahlkämpfer die Zeit, für Autorenlesungen und Workshops in Schulen nimmt er sich Zeit. Und arbeitet derzeit an einem Schulbuch mit, in dem er dem gesprochenen Wort als einem Türöffner zum Sprachunterricht das Wort redet. Er erzählt von der Familie seines Vaters, von dessen Brüdern, die allesamt

studiert haben. Er könnte mitreden in Bern, wenn wieder mal vom Balkanproblem schwadroniert würde. Sagt noch, im Kosovokonflikt habe kein einziger seiner Verwandten Schaden genommen. Haslers Worte verrotten nicht, bevor sie auf dem Teller landen.

Eine seiner Wahlkartenkreationen symbolisiert Etrit Hasler kulturelles Verständnis: selber Kultur machen.

Fünfte Begegnung, Freitag, 13. September, 11.15 Uhr

Strittmatter Partner AG, Raumplanungsbüro an der Vadianstrasse, gleich neben dem Neumarkt St.Gallen. **Claudia Kretz** empfängt mich freundlich. Aber eine gewisse Skepsis kann die 27-Jährige nicht verbergen. Kultur. Ich habe das Gefühl, das grosse Wort verunsichert sie. Die Raumplanungs-Zeichnerin wuchs in einer Familie in Arnegg auf, die ihr viele Freiheiten gewährte und die Wahl liess, was sie aus ihrem Leben machen möchte. Der Vater habe sie bloss in einem Punkt gedrängt: Sie solle doch ein Instrument lernen. Es blieb bei einem kurzen Gastspiel in der (freiwilligen) Flötenstunde. Gezwungen hat der Vater seine Tochter nicht. «Vielleicht hätten meine Eltern doch beharren sollen, hätte ich Kinder, ich würde es tun», sagt sie. Kultur – das klingt hier wie die Überschrift zu einer Geschichte der verpasssten Gelegenheiten. «Wenn man nur die Sek gemacht hat», streut sie irgendwann fast entschuldigend ein. Offen müsse man als Politikerin gegenüber allen Themen sein. Kultur im engeren Sinn aber – Theater- und Museumsbesuche, Konzerte – das sei nicht unbedingt fester Bestandteil ihres Lebens. «Das funktioniert bei mir nach dem Lustprinzip.»

Aber es gibt ja nicht bloss Theater, schöne Literatur, bildende Kunst – Claudia Kretz interessiert sich leidenschaftlich für Bauwerke. Also doch Kultur, Baukultur. Erkundet sie eine Stadt, erzählen ihr die alten Gebäude, an denen andere achtlos vorbeigehen, lebenspralle Geschichten. Darüber, wie die Menschen gelebt haben, ob sie reich oder arm waren, womit sie ihr Geld verdienen. Claudia Kretz kann gewissermassen einen Ort «lesen». Vollends selbstsicher kommt die offene Arneggerin herüber, wenn sie ins Politisieren gerät. Seit einem Jahr sitzt sie für die FDP im Gossauer Stadtparlament, gegenwärtig sogar als Vizepräsidentin. Ihre Politikfelder sind Siedlungs- und Sportpolitik. Statt auf der Flöte zu spielen hat sich Claudia Kretz als Kind und Jugendliche im Blauring und im Sport hervorgetan. Sie wirkt heute in Gossau in der «Interessengemeinschaft Sport» mit, ein Gremium, das die Bedürfnisse der Vereine koordiniert. Dort hat sie gelernt, Menschen zusammenzubringen, etwas auf die Beine zu stellen in einem grossen Ort mit einem vielfältigen Vereinsleben. Sie geriet schon früh in politische Zusammenhänge. Bei der Gründung des Jugendparlaments St.Gallen war sie dabei, sie engagierte



Etrit Hasler (SP)



Jasmin Katz (J-GP)

Bilder: Tobias Siebrecht

sich zehn Jahre bei den Jungfreisinnigen. «Ich tanze auf vielen Hochzeiten.» Ich werde wieder kulturell und frage sie nach ihren Lesege-wohnheiten: Neben Sachbüchern liest sie mit Vorliebe Biografien, vor allem über Frauen und Frauenrechtlerinnen. Und wenn ihr nach der Arbeit und der Weiterbildung – sie will technische Kauffrau werden – noch Energie bleibt für den Ausgang, dann setzt sie sich nicht wie die meisten auf dem Land ins Auto. Darauf verzichtet sie aus Überzeugung. «Mit dem Geld, das ein Auto kosten würde, finanziere ich mir lieber meine Weiterbildung.»

Ein Band aus der Reihe «Die Kunstdenkmäler der Schweiz» versinnbildlicht Claudia Kretz' kulturelles Verständnis.

Sechste Begegnung, Samstag, 14. September, 13.30 Uhr

Und wieder lande ich in der «Stickerei». **Jasmin Katz** hat es sich hinten auf einer Bank bequem gemacht. Im Laufe des Gesprächs erwähnt sie, sie sei nervös gewesen vor ihrem ersten Interview. Anzumerken wars der 23-Jährigen Pflegefachfrau nicht. Auch diese letzte Begegnung verlief so offen, anregend und unverkrampft wie die anderen. Aber die Kan-

didatin der Jungen Grünen, die im Kinderspital St.Gallen auf der onkologischen Abteilung kranken Kindern und ihren Eltern zur Seite steht, kann nicht auf politische Erfahrung verweisen. Sie stiess erst vor einem halben Jahr zu den Grünen. Ihre Lehrerin, alt-Nationalrätin Pia Hollenstein, war der Auslöser für diesen Schritt. Aufgewachsen ist die Kandidatin mit dem ungewöhnlichen Namen – der Urgrossvater liess sich aus Böhmen kommend in Zürich nieder – in Walenstadtberg. Ihr Vater ist dort Posthalter. «Wir sind zugezogen, als ich ein Kleinkind war», sagt Jasmin Katz, «und waren immer gut aufgehoben in der Dorfgemeinschaft». Hier oben, wo manchmal Lawinen das Dorf von der Umwelt abschneiden, hilft man sich. Naturverbunden sei sie, streife gerne durch Wälder und geniesse die Ruhe auf dem Land, den Blick in die Berge und über den Walensee. Aber das Stadtleben schätzt sie ebenso. «Ich brauche beides – die Abgeschiedenheit und die pulsierende Stadt.» Politik spielt schon lange eine Rolle in ihrem Leben. «An der Kanti haben wir vor allem geredet, jetzt möchte ich konkret etwas tun», begründet sie ihr Engagement – für erneuerbare Energien, den Ausstieg aus der Atomenergie, für gute soziale Verhältnisse und eine

bessere Migrationspolitik will sie sich stark machen. Für extreme Ansichten sei sie nicht anfällig, «aber manche Extreme interessieren mich, dann höre ich zu». Schliesslich sagt sie, die auf keinem eigenen Handy zu erreichen ist: «Die würde ich abschaffen – und Offroadern verbieten.»

Und die unvermeidliche Frage nach ihren kulturellen Vorlieben? Es stellt sich heraus, dass Jasmin Katz nicht bloss redet. Sie engagiert sich im Verein Kulturmaus, der Miniopenairs veranstaltet, bislang sechs. Der Rahmen ist mit jeweils wenigen hundert Besuchern intim. «Wir wollen es bewusst klein halten», sagt Jasmin Katz, die selber musiziert. Manchmal nimmt sie ihre Altflöte und spielt draussen in der Natur. Manchmal greift sie zu einem Buch. Und manchmal reist sie. In Indien war sie schon und in Peru. Auch so kann sie ihre Leidenschaft für andere Kulturen ausleben. «Kultur», sagt sie, «ist die Essenz des Menschen, sie ist das, was ihn ausmacht.»

Ein Frosch aus Ton versinnbildlicht das Kulturverständnis von Jasmin Katz: Der Frosch steht für die Kraft der Phantasie und die Welt hinter der (täuschenden) Oberfläche der Dinge.



* 5ünfsterne

offene Künstlerateliers

194 Ostschweizer Kunstschaffende öffnen ihre Ateliers

*5ünfstern bietet eine kleine Ostschweizer Kunst-Sensation: Erstmals können Interessierte in den Ostschweizer Kantonen Appenzell AI, Appenzell AR, St. Gallen und Thurgau bei 193 Künstlerinnen und Künstlern Atelierbesuche machen. Zu dieser Entdeckungsreise laden wir ganz herzlich ein.

79 Ateliers in der Stadt St. Gallen

Samstag und Sonntag 10./11. November 2007, zwischen 10.00 und 17.00 Uhr

115 Ateliers in den Kantonen Appenzell AI, Appenzell AR, St. Gallen, Thurgau

Samstag und Sonntag 17./18. November 2007 zwischen 10.00 und 17.00 Uhr

Vernissage in der *5ünfstern-Tourismuszentrale

Donnerstag 1. November 2007 zwischen 15.00 und 22.00 Uhr
im projektraum exex, Oberer Graben 38, 9000 St. Gallen

Beratung in der *5ünfstern-Tourismuszentrale

2. bis 18. November 2007 zu unterschiedlichen Zeiten
im projektraum exex, Oberer Graben 38, 9000 St. Gallen

Die eigens ins Leben gerufene *5ünfstern-Tourismuszentrale steht bei diesem Projekt für Informationen über die Kunstschaffenden und zur Vorbereitung der geplanten Atelierbesuche allen offen.

Mehr unter www.fuenfstern.com

Ausführliche Informationen ab Oktober in den Ostschweizer Medien

Veranstalter: Projektgruppe *5ünfstern offene Künstlerateliers / Anita Zimmermann, Marianne Rinderknecht, Brigitte Kemmann

Kulturförderung
Kanton St. Gallen

SWISSLOS

TAGBLATT

MARTEL ST. GALLEN

UBS

Stadt St. Gallen

KELLER+KUHN: MAAG&MINETTI. STADTGESCHICHTEN

HEIKLE SITUATION

Wie meist, wenn Minetti nachhause kommt, muss er auf den Lift warten. Hinter ihm stellt sich eine weitere Person an, eine Frau, wie der Duft signalisiert.

Endlich kündigt sich der Aufzug mit dem vertrauten Schnurren an, und schon gleiten die Türen schleifend auseinander. Vor der Rückwand stehen drei Personen, die in der Tiefgarage eingestiegen sind, zwei Männer in dunklen Anzügen und eine ihm flüchtig bekannte, junge Frau. Die Gesichter der Männer sind ausdruckslos, die Auflösungsspuren im Make-up der Frau und ihr halboffener Mund lassen dagegen vermuten, dass gerade eine erregte Diskussion stattgefunden hat. Jetzt sind ihre Blicke auf einen unbestimmten Punkt über der Gleittüre gerichtet.

Im Spiegel der Kabinenrückwand scheint er, zwischen der Frau und einem der beiden Männer eingeordnet, zu ihnen zu gehören. Er schlägt die Augen nieder, als wäre er bei einer Ungehörigkeit ertappt worden, und murmelt einen undeutlichen Gruss, der ebenso undeutlich erwidert wird.

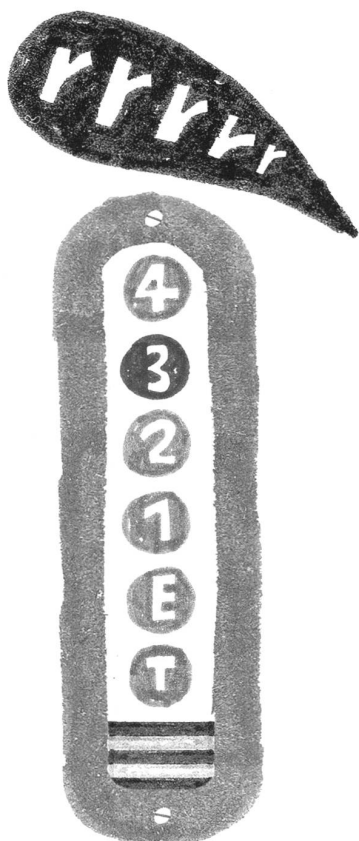
Würde er der hinter ihm wartenden Frau den Vortritt lassen, könnte sie die Geste als Anbiederung oder, demütigender, als Anmache ver-

stehen. Seitwärts schiebt er sich in den Lift und deutet diskret an, dass sie ebenfalls noch Platz finde. Er hat sie erst erschnüffelt und der dritten Etage zugeordnet, doch möchte er vermeiden, dass ihre Beziehung, falls man von einer solchen sprechen kann, von einem Misston geprägt würde.

So stehen sie zu fünft dicht nebeneinander, alle scheinen sie den Atem anzuhalten, für einen Augenblick ist kein Geräusch zu hören, eine skulpturähnliche Gruppe, einmalig in dieser Konstellation, ein Gemeinschaftsgefühl beschleicht Minetti, da setzt sich der Aufzug wieder in Bewegung. Die Frau räuspert sich und streicht eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Der Druck der Hüfte der nach ihm eingestiegenen Dame, gedämpft durch seine Aktentasche, lässt nach. Ergeben schaut Minetti auf die Stockwerkanzeige, mit dem unbestimmten Gefühl, eben einer äusserst heiklen Situation entkommen zu sein.

Keller+Kuhn (Christoph Keller, St.Gallen/New York, und Heinrich Kuhn, St.Gallen/Paris) arbeiten seit den frühen neunziger Jahren zusammen. «Kein Buch für Igor Kulti», der dritte Keller+Kuhn-Roman, wird im März 2008 erscheinen.

Illustration: Beni Bischof



MEISTERSTÜCK

SYBILLE EIGENMANN

Sie wirkt zierlich. Die randlose Brille mit den kecken Bügeln in Zinnoberrot bestärken den Eindruck. Die Sätze, die sie sagt, haben einen klaren Anfang und ein klares Ende. Zu den Jobs der 32-Jährigen gehören friedenssichernde Massnahmen. Sybille Eigenmann ist aber keine Uno-Soldatin, und ihre Einsatzorte sind auch nicht politische Krisenregionen, sondern Stadtwohnungen.

Da macht die Krisenintervention der St.Galler Stadt- und ersten Quartierpolizistin nicht unbrikanter. Häusliche Gewalt kann in der Wirkung für die Opfer ebenso schlimm sein wie kriegerische. Laut Gesetz muss die Stadtpolizei in St.Gallen seit 2003 bei häuslicher Gewalt einschreiten und zur Fortsetzungsverhinderung – vor allem aber auch zum Opferschutz – Massnahmen treffen. Dazu gehört die Wegweisung der gewaltausübenden Person aus der Wohnung, für die Frist von zehn Tagen.

Die rechtlichen, statistischen und ethnischen Hintergründe dieser behördlichen Intervention will Sybille Eigenmann nicht kommentieren. «Das ist nicht meine Aufgabe», sagt sie und bleibt betont sachlich, wenn an die Emotionen geht. Statistisch sind nämlich vor allem Frauen und nicht Männer Opfer häuslicher Gewalt. Ob dieser Tatsache müsste Sybille Eigenmann als Frau doch die Wut packen. «Ich kann nicht sagen, dass mich das speziell wütend macht»,

entgegnet die Beamtin. «Es gibt auch Frauen, die Gewalt ausüben, manchmal nicht so offensichtlich wie die Männer das tun. Frauen agieren eher psychisch. Die Formen zu unterscheiden, ist nicht immer einfach.»

Wie unterscheidet die Polizei vor Ort, ob es sich um «häusliche Gewalt» oder um «häusliche Streitigkeiten» handelt? Für eine polizeiliche Intervention kann beides ein Grund sein. Letzterer definiert sich durch die ungefähre Ausgeglichenheit der Machtverhältnisse bei den Streitparteien. «Bei unseren Einsätzen steht der Oberbegriff häusliche Gewalt im Vordergrund», sagt Sybille Eigenmann. Die Unterscheidung macht der Dienstoffizier bei der Polizei. «Wir rapportieren ihm die Situation, die wir antreffen. Er ordnet die Massnahme an, die wir dann vollziehen; beispielsweise die Wegweisung.» Mehrheitlich würden die Gewaltausübenden zur Einsicht gelangen und bei verfügbarer Wegweisung den Wohnungsschlüssel abgeben, sagt die Polizeiwachtmeisterin. Die meisten Gewaltausübenden

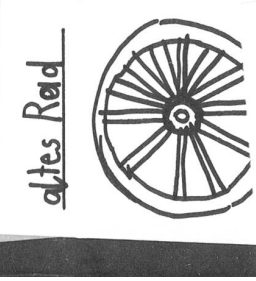
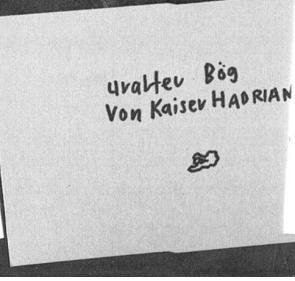
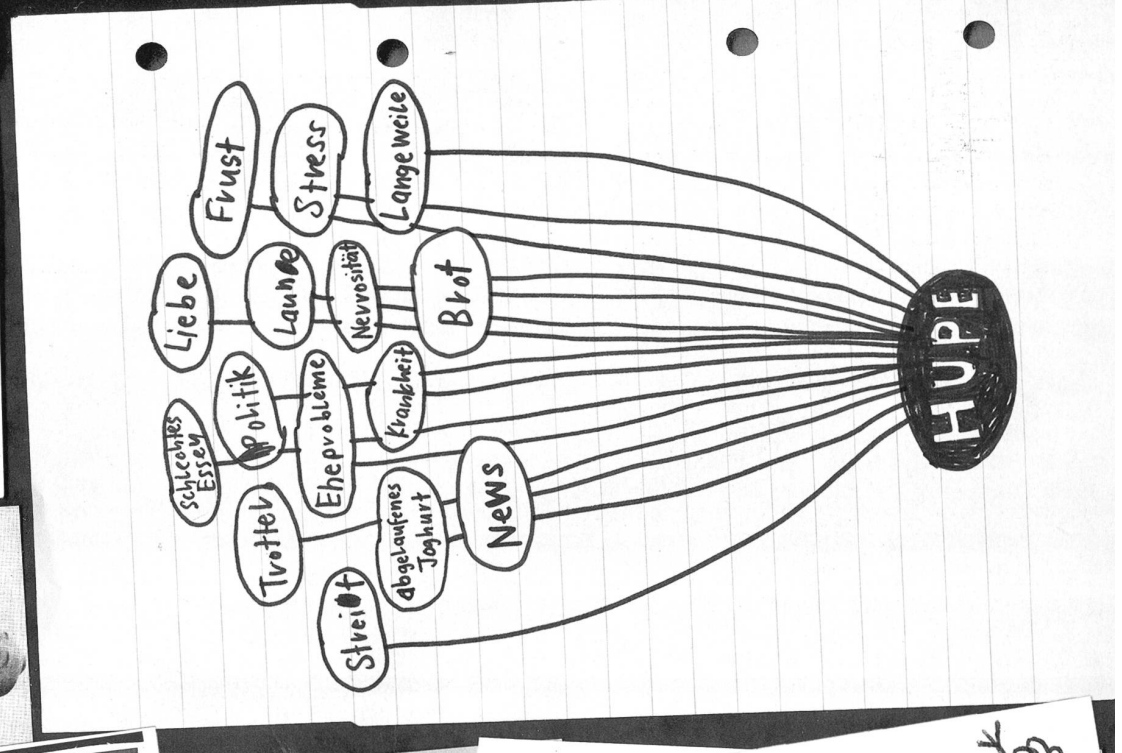
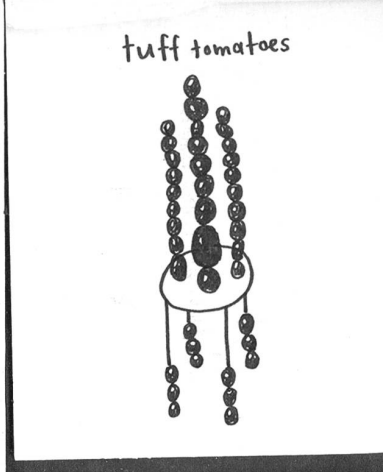
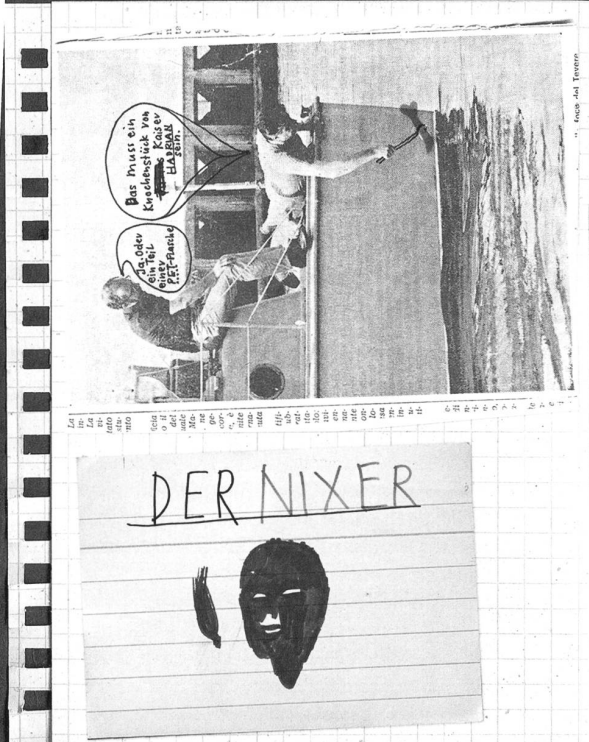
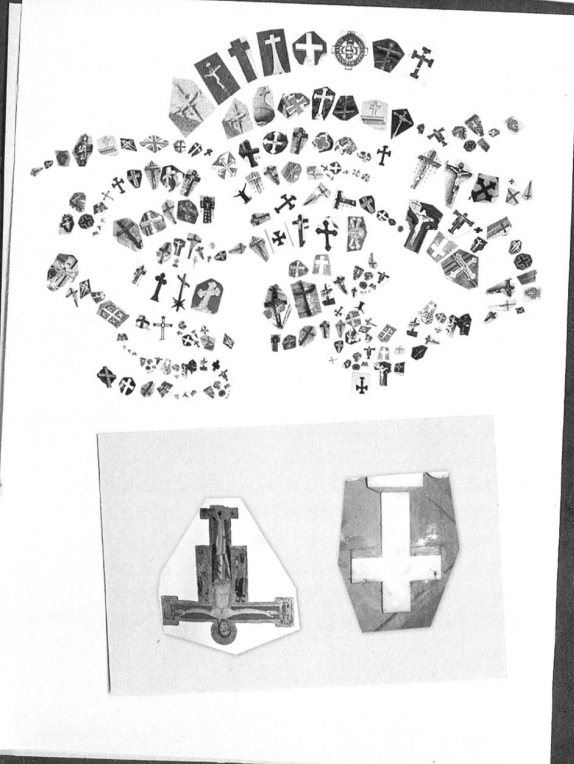
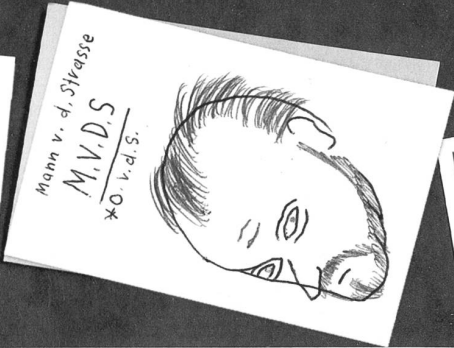
stünden unter Alkohol- oder Drogeneinfluss. Häusliche Gewalt sei zudem praktisch nie ein plötzliches Ereignis, sondern das Ergebnis einer Entwicklung. Stadtpolizistinnen und -polizisten würden sozialpsychologisch für solche Einsätze geschult. – Sybille Eigenmann kann aber nicht einfach an der Wohnungstüre läuten, hinter der es häusliche Gewalt zu unterbinden gilt, und Ausbildungsinhalte abrufen. «Jeder Fall liegt anders», sagt sie. «Die eigene Lebenserfahrung ist bei der Intervention genau so nützlich wie die Ausbildung.»

Bleibt neben der zierlichen Erscheinung und der mutmasslichen Designer-Brille noch anzumerken, dass Sybille Eigenmann keine belebte Uniform, sondern eine lebenserfahrene Frau in einer uniformierten Funktion ist und aktiv zur Friedenssicherung in St.Galler Stadtwohnungen beiträgt.

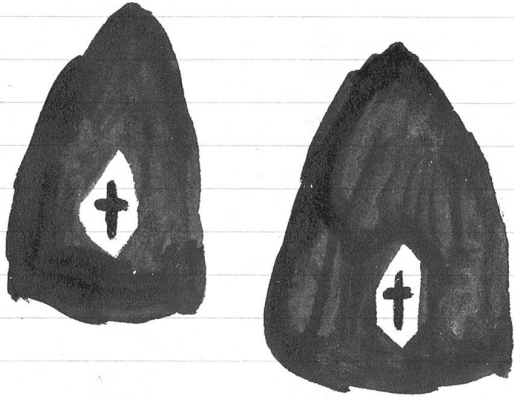
Harry Rosenbaum



Illustration: Rahel Eisenring



*geheimtreffen zweier
Hügel mit Gebetsräumen.*



Ich atme römische Luft und esse Wegwarte – Rom ist in mir.
Meine Wohnung befindet sich im ehemaligen Arbeiterquartier San Lorenzo, rau und belebt.
Unter meinem Fenster drei Beizen und eine Bar. Fisch- und Pizzageruch bis spät in die Nacht.
Es hat kaum Touristen ausser mir, dem Stimmungstouristen quasi.
Die Römer hupen viel.
Meine Arbeit in Rom ist eigentlich dieselbe wie in St.Gallen.
Nur halt an einem anderen Ort.
Ich zeichne und male mir Gedanken und Ideen aus dem Gehirn.
Ich mache Collagen, zeichne und male den ganzen Tag und lege die Arbeiten in viele grosse Schachteln.
Dann gehe ich spazieren. Beobachte Eichhörnchen im Wald.
Von Zeit zu Zeit nehme ich die Arbeiten wieder aus der Schachtel, schaue sie an und selektiere.
Prägnante kleine Sachen. Auch längere, grössere Sachen.
Manchmal mit Sprachfetzen. Manchmal ohne.
Frage: Wie bringe ich das Zeug nach St.Gallen?
Wird schon gehen.

Beni Bischof, 1976, ist Künstler, Illustrator und Grafiker in St.Gallen.
Er arbeitet noch bis Ende Oktober in der Kulturwohnung des Kantons St.Gallen in Rom.

